

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 162 (1889)

Artikel: Aus der altdeutschen Götterlehre
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

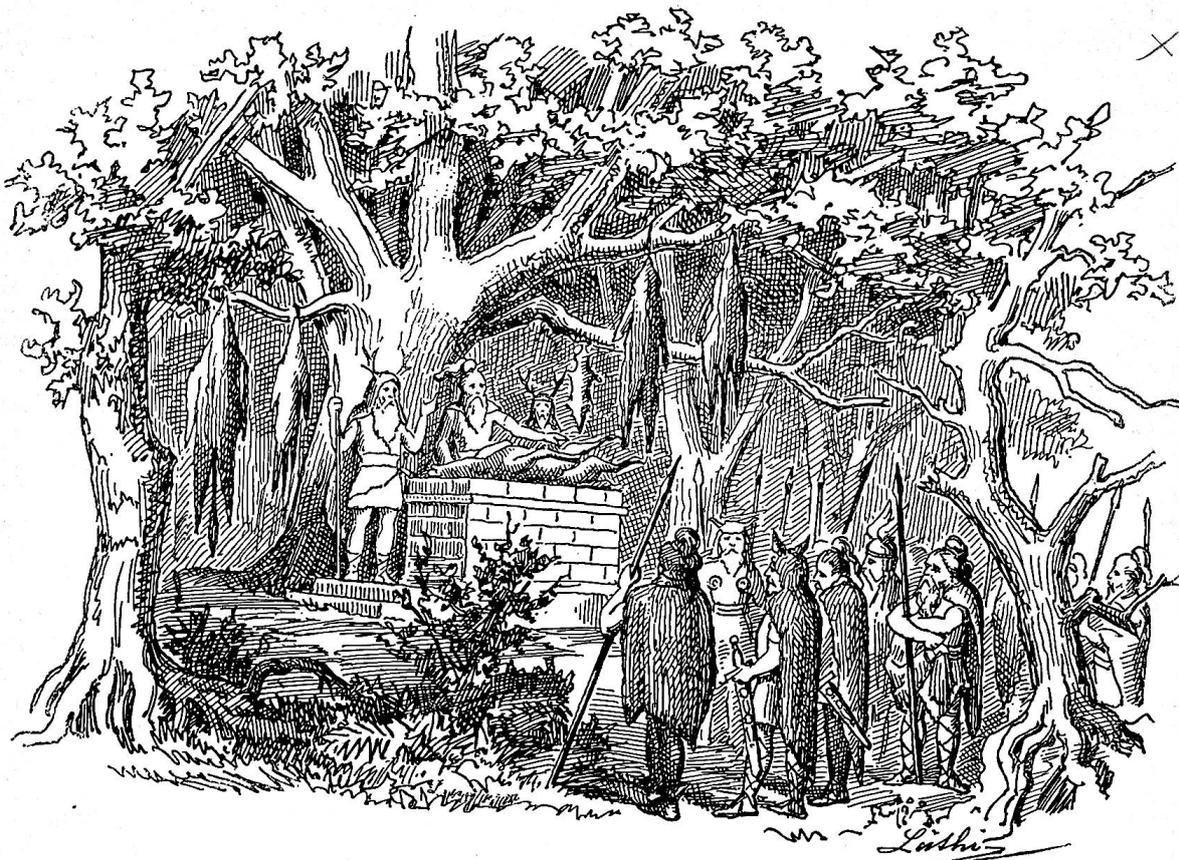
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus der altdutschen Götterlehre.

Wodan, der Himmelsgott.

Seid ihr mit eurem Imbiß fertig, Buben? So packt zusammen und streckt eure müden Beine noch ein Halbständchen hier im schwellenden Moose im Schatten der alten Bäume, so lange die Mittagshize am strengsten herunterbrennt; nachher geht's dann mit frischen Kräften den Berg hinab durch die Dörfer gegen heim zu. Dann könnt ihr erzählen von unserer Schulreise.

Wißt ihr denn, Buben, warum wir gerade hier, auf diesem Waldhügel, Mittag machten? Ja freilich, es ist herrlich kühler Schatten da. Aber hört, noch ein anderer Grund. Von diesem Wald hier geht manches alte, unheimliche Gerede, daß Ungeheuerliches darin umgehe. Abergläubische Menschen haben vergeblich hier nach Schätzen gegraben. Neulich aber haben Alterthumsforscher alte Gräber aufgedeckt und uralte

Waffen und Zierrath gefunden, und Geräthschaften, die zum Opfern gebient haben. Und so wissen wir jetzt, daß in grauer Vorzeit, als unsere Vorfahren Heiden waren, dieser Ort, wo wir ruhen, ein heiliger Ort gewesen ist, zum Gottesdienst geweiht. Diese alten deutschen Heiden hatten keine Tempel, keine Kirchen. Die Natur war ihr Tempel, die Waldbäume waren die Tempelsäulen. Ein Altar stand unter dem größten der Bäume; darauf wurden die Opferthiere geschlachtet, leider auch kriegsgefangene Menschen, und an den Aesten des Baumes hingen die Felle der Opferthiere und andächtig lauschte das Volk den Sprüchen der opfernden Priester und Priesterinnen und dem Rauschen des Windes in den Zweigen des Baumes, in welchem es die Stimme Gottes zu hören wähnte. Denkt euch dort zwischen den Bäumen härtige Männer, mit Fellen bekleidet, mit Schwertern und Spießen bewaffnet, in andachtsvoller Stille!



Den Gott, dessen Stimme sie im Rauschen des Windes vernahmen, nannten sie Wodan, den Gott des stürmisch bewegten Himmels. Sie wußten viel von seinem gewaltigen Wehen zu erzählen, wie er über die Berge herbraust mit seinem Kriegsheer, wie er die Winterriesen bezwingt und als Wohltäter zu den Menschen kommt und sie beschützt und ihr Schicksal bestimmt.

Da sie den einen wahren Gott nicht kannten, sahen sie in den Mächten und Gewalten der Natur das Walten der Götter: im Sturmwind und im Gewittertoseln, im freundlichen Sonnenschein und im klarblauen Himmel, im Rasen der Wolken und im Kampf des Sommers mit dem Winter, wie er siegt und wie er unterliegen muß.

Viel kann ich jetzt davon euch nicht erzählen, aber doch etwas von diesem Wodan, den die wilden Männer hier verehrten.

Als es Frühling war, da ist der Föhnsturm vom Eisgebirge her über diesen Wald gebraust und ätzend haben sich die Tannen vor ihm gebeugt. Da war es dem Volk, dessen ungestümer Sinn beim Kriege war, der Kriegsgott Wodan brause durch die Lüfte, mit Schwert, Speer und Mantel auf weißem Rosse reitend, und hinter ihm her seine Krieger, die Tapfern, die in der Schlacht gefallen und deren Seelen dem unsichtbaren Führer der Schlachten gehören. Sie reiten nach der himmlischen Götterburg Walhall und feiern dort das Siegesfest.

Da kamen andere Zeiten. Es erschienen fremde Männer und verkündeten den alleinigen Christengott und zerstörten die Altäre und verboten das Opfer und hießen sie den alten Glauben abschwören. Aber wie sie immer noch im Sturmwind den alten Kriegsgott sahen, da sagten ihnen die christlichen Befehrer, daß er und sein Anhang nicht göttliche Wesen seien, sondern wüste Gespenster, unselige Geister.

Und dieser Glaube hat sich bis heute im Volk erhalten. Darum sagen sie von der wilden Jagd, vom wilden Jäger, der grausam das Land der Bauern zerstörte, der bei Lebzeiten nicht aufhören konnte zu jagen und deshalb in Ewigkeit jagen müsse, und die Angst der Menschen vernimmt in der Luft die Schreie der Jäger, Peitschenknall, Hundegebell. Eine schreckliche Einbildung sieht die Seelen der Verdammten durch die Luft fliegen, Geföpfte, den Kopf unter dem Arm, das Gesicht im Nacken, Trunkenbolde, Selbstmörder. Das ist der Dürst, der böse Geist, von dem ihr noch heut' erzählen hört; das sind die Herren vom Roththal, die in den Gletschern der Jungfrau wohnen, das ist das Volk der Friesen, das bei Saanen in der Sturmnacht vorüberzieht. Das ist der gespenstische Leichenzug, der in vielen Gegenden soll gesehen worden sein; das ist der unsichtbare Fuhrmann, den man in der Gewitternacht seine Pferde antreiben hört; das ist die Gespenstertutsche, die bei Holligen fahren soll; das sind die Säumer, deren Peitschenknall und Johorufen und Schellengeltingel des Nachts über die Alpenpässe soll gehört worden sein.

Ihr wißt ja, wie manchmal in stürmischer Nacht der gellende Wind so sonderbar schaurige Töne macht, wie weither sein Anprall an Felswände und Wälder gehört wird, wie die fliehenden Wolken im Mondschein flüchtige Schatten werfen. Jetzt hatte das Kind schon sich gefürchtet vor den nächtlichen Gespenstern, von denen man ihm thörichte Weise erzählt hatte, und in der Nacht erwachen diese Bilder in ihm und es fürchtet sich vor dem Sturmwind und Gewittertosen. Wir aber wissen, daß dieses Fürchten aus dem Heidenthum stammt und nicht mehr zum Glauben an den liebenden himmlischen Vater paßt.

Wodan war im heidnischen Glauben mit dem fliegenden Mantel bekleidet; dieser Mantel ist

ein Bild der Wolken. Als das Christenthum die alten Götter verdrängte, blieb doch Vieles von ihnen noch in der Erinnerung des Volkes und lebte in der Volksfage weiter. Auf dem Mantel sei der heilige Beatus über den Thunersee gefahren. Und der Ritter von Strättlingen am selben Thunersee habe eine Wallfahrt nach dem gelobten Land gemacht und der zurückgelassenen Gattin erlaubt, nach 7 Jahren, wenn er nicht zurückgekehrt sei, seinen Tod zu beweinen und einen andern Eheherrn zu freien. Aber widerliche Umstände hielten ihn so lange in der Fremde zurück, und als 7 Jahre um waren und daheim das Hochzeitsfest seiner Gattin mit einem ihrer Freier bereit war, da erhielt der Herr von Strättlingen im gelobten Land einen Mantel, der ihn in einem Augenblick durch die Lüfte heimtrug in sein Schloß, wo er gerade anlangte, die Heiligkeit seiner Ehe schirmen zu können.

Und was der Mantel, das bedeuten auch in manchen Märchen die Siebenmeilenstiefel, die Schnelligkeit des Windes. Der Gut des Wodan, den er über das Gesicht gedrückt hat, ist in der Sage und im Märchen die Tarnkappe geworden, die den Menschen unsichtbar machen, das Wunschhütchen, mit dem er sich irgendwohin wünschen kann. Wenn ihr ein Märchen lest, worin das vorkommt, so denkt daran.

Wenn aber der Kriegsgott Wodan nicht durch die Lüfte rast, so wohnt er im Berge. Seine Raben, die seine heiligen Thiere sind, fliegen umher und melden ihm, was in der Welt geht. Wenn dann der letzte Kampf der Götter gegen ihre Feinde beginnt, so stößt er in's Horn und weckt seine schlafenden Krieger und bricht aus zum Kampf. Diese Göttersage hat das Volk bewahrt in der Sage vom Kaiser Friedrich Barbarossa, der im Ruffhäuser schläft, und von den drei Tellen am Vierwaldstättersee, die aus dem Berge kommen, wenn das Vaterland in Noth ist.

Aber Wodan erscheint nicht immer als der Kriegsgott. Er nähert sich friedlich den Menschen als ihr Wohlthäter. Man dachte sich ihn als alten, graubärtigen Mann, den großen Wetterhut in die Stirne gedrückt, als Wanderer anklopfen an die Thüren der Menschen, ihre Gesinnung und Mildthätigkeit zu erproben. Die Sage von einem solchen alten Wanderer hat fort-



gelebt. Nur hat man unter der Herrschaft des Christenthums seinen Namen nicht mehr mit dem des heidnischen Gottes bezeichnet, sondern mit dem eines christlichen Heiligen oder Unheiligen. Man nannte ihn St. Martin, den Heiligen der Bergpässe, von dem Martinsbruck, Martinach, Martinswand den Namen tragen, und der mildthätig seinen Mantel mit dem Schwerte theilt, damit den Frierenden zu kleiden. Was man von Woban gesagt hatte, ging über auf den ewigen Juden, Mhasver, der rastlos über die Pässe des Gebirges wandern muß ob seines Frevels willen, daß er den todtmüden kreuztragenden Jesus nicht ausruhen ließ. Er ist der St. Niklaus geworden, der zur Weihnachtszeit an die Thüren der Kinder klopft und seine Gaben bringt. Den seht ihr auch abgebildet mit weißem Bart und Hut und Wintermantel, gerade so wie die alten Heiden sich dachten, daß ihr Gott zu den Menschen komme an seinem großen Feste, dem Julfest, gleich nach den kürzesten Tagen, wenn die Sonne wieder

anfängt höher zu steigen und den Winter zu besiegen. Das war ein Freudenfest, wenn die kürzesten Tage wieder merklich begannen zuzunehmen. Junge Bursche verkleideten sich als Woban, wie er von Haus zu Haus ging, oder wie er auf dem Schimmel reitet als Sieger über den Winter, und daraus wurde der Neujahresfest, der noch heutzutage am Sylvester mit den Buben durch die Stadt Bern trabt. Man feierte das Fest in fröhlichen Umzügen. Das war gerade die Jahreszeit, in der wir jetzt Weihnachten feiern, und einzelne Bräuche des alten heidnischen Festes blieben bei unsrer Weihnacht. Es blieb der Tannenbaum mit den Lichtern dran. Den findet ihr ja nicht in der armen Krippe zu Bethlehem und auch nicht bei andern christlichen Völkern, als bei den Deutschen. Der Baum war des alten Deutschen Heiligthum. Die Welt stellte er sich unter dem Bild einer ungeheuren Esche vor, in der der Hirsch weidet, das Sinnbild der Sonne. Im heiligen Gain ward von Baum zu Baum ein Faden gespannt,

der den geweihten Platz eingrenzte. Darum bauten sie ihre Hütten, ihre Dörfer. Später stand der Baum im Hof des christlichen Klosters, und die Linde steht mitten im Dorf, unter der sich am Feierabend das Volk versammelt, und wo ein aussichtsreicher Hügel vorsteht, ist die Linde darauf gepflanzt. Auf dem Giebel des aufgerichteten Hauses ragt der Tannenbaum mit den Sägspänen verziert, und am Feste, das den Sieg des wiedererstehenden Lichtes bedeutete, steht im Hause der Tannenbaum mit Lichtern und Opfergaben geschmückt.

Stößt es euch, daß am Weihnachtsfeste, wo wir nicht das irdische, sondern das geistige Licht der Welt feiern, alt geheiligte Bräuche aus der Heidenzeit stammen sollen? Seht, der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern gehört zu den Gaben, welche die heidnischen Weisen aus dem Morgenland dem Christuskind zu Füßen legten, Gold, Weihrauch und Myrrhen, zu seinem Dienste und ihm soll auch das leuchtende Bäumlein dienen.

So, ihr Buben, singt noch ein Waldlied! Mir scheint, auch die Liebe zum Wald ist unserm Volke von Uralters her im Gemüthe eingewurzelt. Dann ziehen wir weiter, und wenn euch der Heimweg auf der Landstraße langweilt, so erzähle ich euch von andern deutschen Göttern, und wie ihre Spuren in Sage und Aberglauben noch heute im Volke leben.

Glück und Talent.

Berlioz (berühmter französischer Komponist, † 1869) schrieb einmal an Meyerbeer (berühmter deutscher Komponist, † 1864) ein bezeichnendes Wort über Glück und Talent: „Man muß nicht allein das Glück haben, Talent zu besitzen, man muß auch das Talent besitzen, Glück zu haben!“

Aufmerksamkeit.

Student: „Diese Aufmerksamkeit von meinem Alten ist wirklich rührend! Schickt mir da zum Geburtstag eine Weckuhr, damit ich den Frühschoppen nicht verschlafe!“

Kindermund (Honigfreund).

Fritzchen (fängt eine Biene und verschließt sie in ein Glas): „So, nun laß' ich dich nicht eher wieder hinaus, als bis du das Glas voll Honig gemacht hast.“

Verschiedenes Studium.

„Ich hab' gehört, Ihr Herr Sohn studirt in Berlin.“ „Wie heißt: Er studirt? Ich studir', wo ich soll hernehmen 's Geld for sein Studiren.“

Ein kühnes Bild.

Fremder (auf einen berittenen Schutzmänn [Polizisten] deutend): „Sie, was ist denn der?“

Einheimischer: „Das ist ein berittenes Auge des Gesetzes.“

Boshaft.

Altes häßliches Weib: „Denken Sie sich, Herr Nachbar, mir hat heute Nacht geträumt, ich sei ausgefahren!“ „Da müssen Sie gleich im Traumbuch nachschauen, Frau Nachbarin, welche Nummern der Rauchfang und der Besen hat.“

Naiv.

Lehrer: „Nun sage mal, Lieschen, hast du schon einmal einen Storch gesehen?“

Lieschen (mit weinerlicher Stimme): „Nein, Papa hat mich jedesmal in's Nebenzimmer geschickt, wenn zu uns der Storch kam.“

Unsere Jugend.

Der kleine Franz: „Mama, ist bald Weihnachten?“

Mutter: „In 24 Tagen, mein Herz.“

Der kleine Franz: „Und bringt mir 's Christkind schöne Sachen?“

Mutter: „Gewiß, Franzel, wenn du bis dahin brav bist.“

Franzel: „Was für Sachen?“

Mutter: „O du Borwik! Wirst's ja sehen. Doch warum fragst du mich das?“

Franzel: „Weil ich wissen möcht', ob's auch der Mühe werth ist, daß ich so lange brav bin.“

Aus dem Gerichtssaal.

„Sie sind hier geboren, 40 Jahre alt, protestantisch, ledig und Advokat.“ „Zu dienen.“ „Nachdem Sie, Herr Doktor, hier als Zeuge vorgerufen sind, möchte ich Sie gebeten haben, für die Zeit Ihrer Einvernahme Ihren Beruf zu vergessen und uns nur die reine Wahrheit zu sagen.“